

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

13.9.1931 (No. 37)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 37



13. Sept. 1931

Fris Hirsch / Wie es dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Johann Nicolaus Bahr in Meersburg ergangen ist

Die Antwort sei vorweg genommen. Es ist ihm herzlich schlecht ergangen. Nur ein Zufall gibt uns Kenntnis von dem Erdenwallen dieses Mannes.

Wegen des geforderten Beitrages zu den Baukosten des Priesterseminars in Meersburg war zwischen dem exemten Reichsstift Salem und dem bischöflichen Stuhl in Konstanz ein Konflikt ausgebrochen, ein Sturm im Wasserglas zwar nur; aber die Wellen haben nach Uttauz und Rom geschlagen. Ein Salemer Chronist hat im Jahre 1770 über diese Vorgänge einen ausführlichen Bericht geschrieben und diesen mit den Worten geschlossen: „Salem bedauerte zwar, daß es gezwungen wurde, einen so gnädigen Nachbarn und jederzeit nicht nur unterthänigst venerationen, sondern auch inniglich geliebten Fürsten zu offendiren. Aber es war ein fatum und zwar um so bedauerlicher, als man ohne dem schon in Ungnaden ware, zwar auch ohne sein Schuld, wegen dem Tit. Herren Nicolao Bahr, Caemmerer und Pfarrherrn in Mörsburg. Wir wollen den Handel, wie wohlten er nicht daher gehört, kürzlich anführen.“

Die Quelle, die hier fließt, ist auf Salemer Boden entsprungen und hat Erdaeruch. Aber sie ist rein. In ihr spiegelt sich das Bild unseres Nicolaus Bahr und als Hintergrund das Welttheater.

Dieser, aus dem Lugenburgischen gebürtig, nachdem er bey verschiedenen jungen Herrschaften als ein tugendamer, gelehrter, solider und der Sprachen kundiger Mann gehosmaisteret, wurde Ihro Hochfürstl. Gnaden Ehren-Caplan und hernach in seiner Residenzstadt Mörsburg Pfarrherr. Weil er aber keine andere Freud auf dieser Welt hatte, als die Bücher und Wissenschaften, hatte er keinen Humor vor das damalige Hofleben, auch kein Glück, sich beliebt zu machen; deshalb die Constellation so wohl bey Hof zu Mörsburg, als bey dem Officio zu Costanz Ihme gar nicht günstig ware. Er wurde sogar suspectus de Jansenismo gehalten, velleicht von solchen, die nicht einmahl wußten, was der Jansenismus oder wer Jansenius gewesen und wieviel es Jansenios gegeben. Vielleicht hätten Se Hochfürstl. Gnaden weith besser gethan, wann Sie diesen Mann intuitu seiner hohen Gelehrtheit bey Ihrem Officio appliciret und hierdurch Ihnen selbst obligirt hätten, als daß Sie selbig der Verfolgung preis gelassen. Aber es gieng da dem H. Bahr als einem Ausländer wie dem David bey dem Philisterfürsten Achis: vivit Dominus quia rectus es et bonus in conspectu meo et non inveni in te quidquam mali, sed satrapis non places. 1. Regum c. 29 V. 6. [Es muß heißen 1. Samuelis c. 29 V. 6. In der Uebersetzung lautet die Stelle: Da rief Achis David, und sprach zu ihm: So wahr der Herr lebet, ich halte dich für redlich, und den Ausgang und Eingang mit mir im Heer gefällt mir wohl, und habe nichts Arges an dir gespüret, seit der Zeit du zu mir gekommen bist, bisher; aber du gefällt den Fürsten nicht.] Es wurde deshalb der gute Mann

zimlicher massen gehezet, daß es kein Wunder ware, wan er umb sich gebissen; wie er es dan gar empfindlich thate (wir aber Ihne in diesem nit loben noch rechtfertigen) zumahlen er ein Zung und Feder von ungemeiner Schärpfe hatte. Seine Predigen wider den Hof haben Ihme vil geschadet. Die Schrift aber, in welcher er seine gravamina denen Visitatoribus (die Er gar oft hat müssen haben) verzeichnet, hat ihm endlich den Rest gegeben. Wir setzen diese Schrift hier von Wort zu Wort an. [Die hier nicht mit aufgenommenen „gravamina Doctoris Bahr contra visitatores Episcopales“ lassen allerdings an Deutlichkeit und Schärpe nichts zu wünschen übrig.] Diese Schrift, wiewohl er denen Visitatoribus überließe, solche zu produciren oder zu suppressiren, und diese versprochen solche nit weither zu geben, so kame sie doch endlich in andere Hände und verursachte große motus bey Hof. Zu demselben sah man nit gern, daß der Herr Bahr bey der Nuntiatour zu Lucern so gar wohl gelitten, und Er mit dieser in continuirlich correspondenz begriffen ware. Und war dies die Ursach daß, so oft von da oder von Rom etwas unbeliebliches schriftlich anlangte, der Herr Pfarrer jederzeit in Argwohn genommen wurde, als wäre er der Delator. Endlich kame es dahin, daß ein Pedellus von dem Officio zu Costanz nacher Mörsburg geschickt wurde, Ihn mit sich, auch so es vonnöthen wäre, mit Gewalt nacher Costanz zu bringen. Der H. Pfarrer ware dazumahl etwas unpäßig, mußte also der Pedell zu wartthen, bis Er wider restituirt wurde. Und wiewohl man die Ursach seines [des Pedells] Aufenthalt in Mörsburg gestiftet wollt still halten, so konnte doch nit verhindert werden, daß nit der Herr Pfarrer davon Lust bekame, welcher deshalb seine nöthigste und beste Sachen heimlich vorauß in das Salmansweilische tragen ließe, Er aber, so bald Er etwas besser wurde, gieng gleichsam als wolte Er vor der Stadt einen frisch Luft schöpfen den 22ten Juli 1734 abends hinauß, machte aber diesen Spaziergang bis nacher Salem, wo Er auch noch selbig Abend umb 8 Uhr ganz elend zu Fuß angelangt, willens von dar den folgenden Tag nacher Lucern zu reissen. Aber man wollte Ihm in dem Gottshaus hierzu keine Pfert geben aus Forcht der Hochfürstlichen Ungnad. Und da er auß dem angelegenen Dorf schon eines bestellt hatte, kame der pedellus und wollte Ihme die Citation insinuiren. Aber man name sie nit an, sagend, hier wäre kein rechter Orth, etwas solches an zu nemmen oder insinuiren zu lassen. Der Herr Pfarrer begehrt also in dem Gottshaus als in exempto den Aufenthalt, und da Er sahe, daß man Ihme aus Forcht der besagten Ungnad nit gern gestattete, schickte Er seinen eignen Boten nacher Lucern, seinen Handel und was geschehen ware, zu insinuiren, worauß dann der Nuntius Ihme dem Gottshaus Salem nachrücklichst recommendirt undt umb den Aufenthalt vor Ihne sollicitirt, daß also Salem genöthigt wurde, Se Hochfürstl. Gnaden und Dero Officium zu offendiren. Darauf, nachdem der Herr Pfarrer seine exceptiones et fori declinatorias zu Costanz legaliter intimiren lassen, aber

kein Remodur erhalten, hat die Nuntiatür zu Lucern, als welche mit gern den Handel decidiren wollte, alles nacher Rom gelangen lassen; und gieng es ein geraume Zeit vor den Herr Vahr nicht abel, als solang Er nemlich den nervum proceßum anwendete. Da es aber zu lang werden wollte, kame es Ihn hart an, so vil aufzuwenden, und sangte sein Handel an zu sinken. Endlich sahe Er sich zu Salem unwerth und beschwerlich, auch anderwärts von jedermann vast verlassen. Nachdem Er also ein ganzes Jahr in dem Gottshaus mit nit kleiner Beschwerde, wiewohl Er sich sehr auferbaulich aufgeführt, behalten wurde, ist ihm mit Vorwissen der Nuntiatür aufgekündet und mit dieser Er gezwungen worden, sich endlich ad submissionem zu resolviren. Begabe sich also nach Würzburg, und mit einem Fußfall bittete Er bey Sr Hochfürstl. Gnaden weg seiner Fehlern ab. Anbey nit wissend, wie es Ihme ergehen würde, bat Er umb Erlaubnis, weg seiner starken Unfähigkeit zu Salem noch ein Chur zu brauchen, die Er auch erhielt. Weil ihm aber das Gottshaus aufgekündet hatte, machte Er sein Wohnung und Kost in dem am Thor gelegnen Wirthshaus und brauchte alda die Chur. Aber vor dero Vollendung mußte Er vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen, massen Er den 6ten Septembris 1735, an welchem Tag Er zu Würzburg vor Gericht seines Celsissimi Ordinarii zu erscheinen citirt ware, vor Kummer, Sorg und Verdruß abgezöret gestorben. Er ware mit allen heiligen Sacramentis versehen, ließe vor seinem End bey Sr Hochfürstl. Gnaden nochmahl umb Verzeihung bitten, und weil nach Insinuation eines Todts bey dem Capitel niemand verlangte, das corpus zu beerdigen, so thate es Salem und begrabte Ihn unter die Conventualen auf dem coemeterio Religiosorum, hielte auch des andern Tags seine Exequias solenniter nicht anders, als für einen ex Gremio. Diß war das End eines so gelehrten Manns, welcher sein Ehre gleich dem Leben geachtet, ja lieber hat wollen ins Grab, als in die Carceres clericales gehen. Man hätte glauben sollen, Salem würde nach dem Tode des Herren Vahr kein Unruhe wegen Ihm haben. Aber da gieng es erst recht an. Umb das corpus defuncti wollte sich niemand

melden, wohl aber umb sein Verlassenschaft, so vil selbe zu Salem ware. Er hatte sich Lebenszeit nit redimirt, dahero praetendirt Er Hochfürstl. Gnaden das jus spolii zu gebrauchen und wollten nicht zugeben, daß Salem die bey ihm ligende Verlassenschaft tractiren, sondern solche extradiren sollte. Sie argumentirten, quod bona defuncti sequantur conditione sponsae, die persona seye Ordinario subjecta, also auch die bona. Salem hingegen sagte, die persona habe in loco exempto tanquam in exilio ein quasi domicilium durch 14 Monath erworben, also habe sie sich ex subdito Episcopi, non-subditum gemacht. Weil dann die bona conditionem personae anziehen, so gehöre die tractation deren Effecten Salemio zu. Es selben verlange hiervon nichts, als was ihm an Kostgelt und anderen in der Herrschaft hin und wider gemachten Schulden gebühre. Das übrige aber werde sich schon ergeben, wem es gebühre. Absonderlich ware es zu thun umb 1500 Gulden pares Welt, welche des verstorbenen leiblicher Bruder, der bis von Wien herauskommen, seinen Herrn Bruder zu besuchen, praetendirt, daß gedachtes sein Herr Bruder ihm solle geschenkt haben, sahls er diße selbst nicht gebrauchte, und sey diß Welt von Ihme als Hofmeister erspart worden vor Antritt der Pfarren. Dieser, dem Handel ein End zu machen, erbotte sich, Ihro Hochfürstl. Gnaden 100 Ducaten pro redemptione zu geben. Und nachdeme Sie schon das gnädige Jawort von sich geben, wurden Sie wider dahin beredet, daß Sie es revocirten. Endlichen erwachsete die Sach in einen Proceß, und, nachdem der fiscus von Costanz bey und von der Nuntiatür citirt, nit erschienen, sondern per saltum seine causam zu Rom wirklich angehenkt, aber von da wider revocirt worden, behielte inzwischen Salem die von Herren Vahr seelig dahin mit sich gebrachte Substanz in Büchern, Kleidern ect., umb sich dadurch schadlos zu halten.“

„Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird; und geschiehet nichts Neues unter der Sonne.“

Albert Schneider / Das Märchen von den unnützen Wünschen

IV. (Schluß.)

Ein wunderbarer Herbstmorgen brach herein. Die Bäume und Berge waren vergoldet vom Sonnenschein, und auf den Gräsern lag ein Flaum wie Silberhauch. Aber das Schloß und die Tafel waren noch viel reicher geschmückt, so daß selbst Bäume und Berge davor im Schatten lagen.

Komteschen Braut war wie Kerzenwachs so bleich. Die Dienerschaft stand im Schloßhof in langer Reihe Spalier, und unter ihnen stand auch der Michel. Obwohl die Kathrin noch immer krank war und mit ihr nun auch die kleine Sibylla Kathrin, hatte er sich doch eingefunden. Komtes Sibylla hatte ihm zwei Wärterinnen für den Tag gegeben und ihn gebeten, zu kommen; wenn sie ihn nicht sähe, hatte sie ihm sagen lassen, habe sie nicht den Mut, den schweren Gang zu tun. Als sie dann an ihm vorbei aus der Schloßkapelle schritt, blickte sie ihn mit so wehmüthigen Augen an, daß sich ihm das Herz im Leibe herumdrehte und er seine eigenen Sorgen fast vergaß.

An der großen Tafel im Speisesaal, wo die Wagen und Sippen versammelt waren, saß Sibylla; im kleinen Speisezimmer, wo man für das Gesinde, das nicht zur Bedienung nötig war, den Tisch gedeckt hatte, saß der Michel. Wenn er hinausschaute und die junge Gräfin Sibylla an der Seite ihres roterhitzten Mannes sitzen sah, kam sie ihm vor wie ein Vöglein neben einem Raubtier, und wie ein solches das rieselnde Wasser, so nippte sie spärliche Tropfen von dem glänzenden Wein. Als der Tanz im Ritteraal begann, durfte sie es nicht wagen, dem Reigen fernzubleiben, aber nur ihre schlanken Beinchen machten den Tanzschritt mit, ihr Herz war nicht dabei. Das blieb so bis in die Nacht.

Der Michel konnte die Augen die ganze Zeit über nicht von ihr abwenden und kam erst zur Besinnung, als die eine der Wärterinnen ihm etwas ins Ohr rief. Der kleinen Sibylla Kathrin erging es nämlich schlecht, so schlecht, daß man für ihr Leben fürchtete. Der Michel wollte schnurstracks davonlaufen, aber schon stand die Gräfin Sibylla hinter ihm, legte ihren Arm in den seinen und sagte: „Wenn Euer Kind in Gefahr ist, will ich dabei sein.“ Das alles geschah so schnell, daß Graf Poltrian dessen erst gewahr ward, als das ungleiche Paar schon draußen in der Dunkelheit ging, die junge Gräfin in ihrem prunkvollen Hochzeitskleide neben dem Michel in seinem schlichten Bürgerfittel.

Das todkranke Kind lebte förmlich auf, als es den glänzenden Atlas und die funkelnden Edelsteine sah, und schien sich den Augenblick zu bessern. Aber als ob Mutter und Kind nur noch eines einzigen Leibes Lebenskraft zu teilen hätten, so daß das eine verkleren mußte, was dem andern zu gut kam, besiel die Kathrin die Schwäche, und so währte der flackernde Kampf wechselweise die langen Nachtstunden hindurch.

Nach Mitternacht kam Graf Poltrian, der schon völlig betrunken war, und wollte seine junge Frau abholen. Gräfin Sibylla weigerte sich, mit ihm zu gehen.

„Hast du keinen Ernst, wo zwei Menschen mit dem Tode ringen?“ fragte sie entrüstet.

Er ließ sich nicht abweisen und faßte das zierliche Frauchen an, um es mit roher Gewalt fortzuschleppen, da rief sie den Michel um Beistand an. Der packte den Grafen unter den Arm, stellte ihn vor die Türe, wie ein Kind, und schloß zu. Schimpfend und polternd hörte man ihn draußen dem Schlosse zuschreiten, während Sibylla ans Bett der unruhig gewordenen Kathrin trat.

„Ach, Komtes Sibylla!“ sagte die Kranke mit brechender Stimme, „wenn ich gestorben bin, seid gut mit dem Michel und helft ihm das kleine Mädchen aufziehen!“

Wie sie das gesagt hatte, drehte sie den Kopf nach oben, öffnete die Lippen und stieß ihren letzten Seufzer aus.

Gleich nahm Sibylla das Kind auf den Arm, wickelte es in die Kissen und trug es auf den Tisch, um es zu wärmen und ihm Kräutertränklein einzusülßen. Sie wurde keiner Pflege müde, und der Lebensstrom, der in der Mutter Leib schon vererbt war, schien noch einmal in dem kleinen Wesen aufzuwallen. Aber die Stunde war noch nicht einmal wieder voll geworden, so hatte auch es seine runden, blauen Auglein für immer geschlossen. Da fiel der Michel, so groß und stark er war, über den Tisch und blieb regungslos liegen.

„Macht mir das Herz nicht gar zu schwer, lieber Michel,“ hörte er auf einmal leise an seinem Ohr sprechen, und eine Hand legte sich bittend auf seine Schulter. Er hob den Kopf, und die Tränen begannen mild und warm über seine Wangen zu fließen. Da nahm Sibylla ihr seidenes Taschentüchlein und wuschte ihm so lange über die Augen, bis er inmitten all seines Kummers zu lächeln begann und ihr zum Danke die Hand küßte.

Die Tränen, die so das seidene Tüchlein aufzutrocknen hatte, waren nicht die einzigen, weder an diesem hereinbrechenden Tage, wo die junge Gräfin Sibylla am Arm ihrer Jose den Weg ging in die Gemächer, die sie mit dem rohen Grafen Poltrian teilen mußte, noch an dem kommenden, ja, es wurde mit jedem neuen Tag nur noch schlimmer. Sobald der neue Schloßherr sich auf dem Gute festgesetzt hatte, fing er ein so zügelloses und verschwendendes Leben an, daß Gebäude und Park in kurzer Zeit verschuldet waren und der Mangel vor der gräßlichen Pforte stand.

Der Michel arbeitete, als er seine Toten begraben hatte, nach Kräften und wäre gerne wieder ins Gesindehaus übergesiedelt, um ständig nach dem Rechten sehen zu können, wenn der junge Graf das nur erlaubt hätte. Der sorgte jedoch dafür, daß der treue Diener nicht zuviel sah, und verhinderte, daß er der Gräfin Sibylla je von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten konnte.

Jede Woche brachte der Michel seine Fuhr Sand in die Stadt. Obwohl er einfaß, daß sein kleiner Erlös das gräßliche Einkommen nicht bedeutsam vermehren konnte, wollte er sich doch in nichts eine Verjämmerung zuschulden kommen lassen.

„Ja, wenn es wirklich Silber wäre!“ sagte er manchmal vor sich hin; „aber alles, was mir das alte, dürre Männlein beschert hat, ist zu nichts nutz.“ Und fiel ihm dann gar der dritte Sarg ein, erschraf er, als sähe er das leibhaftige Unheil schon vor sich.

Eines Tages jagte ihm eine seiner Sandläuferinnen, ihr Herr möchte mit ihm reden; ob er nicht mit ihr hinaufkommen wolle. Der Michel band sein Köhlein ans Treppengeländer und stieg die Stufen hinauf. Er wurde in ein Zimmer geführt, wo alles vollgepfropft war von Fläschchen, Tiegeln, Retorten und Büchsen und ein Mann mit langem, grauem Bart im weißen Arbeitskittel vor einer brodelnden Flüssigkeit stand. Der Alte löschte die erzhitzende Flamme und wandte sich dem Eintretenden zu.

„Ihr also seid der Sandfuhrmann?“ fragte er. „Wollt Ihr mir nicht sagen, wo Ihr den Sand grabt?“

Nachdem der Michel Auskunft gegeben, gestand ihm der Mixturenkoher, daß er einige Sandproben untersucht habe und zur Ueberzeugung gelangt sei, es müßten darunter Silbererze lagern.

Den Michel schauderte. Wenn er das Rauchmännlein auch nicht mehr gesehen hatte, so zweifelte er doch keinen Augenblick, daß es wieder seine Hand im Spiele hatte, und daß daraus etwas Gutes werden könne, glaubte er nicht. Der Alte setzte ihm aber solange zu und gab ihm so glänzende Schilderungen von den zu erwartenden Gewinnen, daß er sich bereit erklärte, den kundigen Forscher mitzunehmen. So konnte dieser gleich an Ort und Stelle die Untersuchung mit der Wünschelrute zum sicheren Ergebnis führen.

Seine Vermutung bestätigte sich, und die Grabungen, die auf seine Veranlassung hin vorgenommen wurden, waren der Anfang zur Anlage eines ertragreichen Silberbergwerks im äußersten Winkel des ausgedehnten gräßlichen Gutes. Dem Grafen Poltrian floß daraus bald soviel Geld zu, daß er nicht nur alle seine Schulden bezahlen, sondern ein Leben in königlichem Glanze führen konnte.

Je größer aber sein Reichthum ward, um so größer ward auch seine Genußsucht, und bald gab er sich den größten Ausschweifungen mit schlechten Frauenzimmern hin, so daß die gekränkte Gräfin ihn erzürnt von der Schwelle ihres Schlafgemaches wies. Dadurch machte sie freilich nichts besser. Nun brachte er seine Liebhaberinnen gleich ins Schloß, um schamlose Feste mit ihnen zu feiern, und als die alten Gräßlichen Gnaden, die über den unerwarteten Geschick schon halb den Verstand verloren hatten, sich seinem Treiben entgegenzustellen wagten, iperrte er sie, unter dem Vorwand, das Gesinde vor ihrem gestörten Geist zu bewahren, tagelang im oberen Stodwerk ein.

Der Michel zitterte am ganzen Leib, als er von diesen Nebeltaten vernahm. Er schlich umher wie ein Löwe, der seinem Raub nachgeht. Einmal kam er nach dem Mittagsmahl auf dem Weg zu den Silbergruben am Schloßportal vorbei und vernahm plötzlich ein lautes Schreien in der Halle; er hob seine Augen und sah, wie zwei Menschen drinnen förmlich miteinander rangen. Es war der junge Graf Poltrian, der die alten Gräßlichen Gnaden nach der Treppe zu ziehen versuchte. Er rief vergeblich die umherstehenden Diener um Unterstützung an, denn eben kam atemlos Sibylla die Treppe herunter, und vor ihr besannen sich die Diener auf ihre Ehrfurcht und vergriffen sich nicht zum zweiten Male an ihrem alten Herrn. Sibylla trat entschlossen dazwischen und gebot mit Worten tiefer Entrüstung, ihren alten Vater freizulassen. Da beging ihr Mann die Schändlichkeit, daß er ihr mit der Reitergerte, die er in der Hand hielt, über das Gesicht schlug. Das mußte der Michel mit ansehen. Mit einem Satz sprang er hinzu, stieß den jungen Grafen vor die Brust, daß er zurücktaumelte, und fing die alten Gräßlichen Gnaden, die zu Boden zu stürzen drohten, mit den Armen auf. Derweilen lief Graf Poltrian, von Angst ergriffen, davon, und Sibylla hielt den Michel am Arme fest, daß er sich im Zorne nicht vergaß.

Da standen sie, Auge in Auge, einander gegenüber, und alles war still wie eine Andachtsstunde.

„Du bist Herr, er ist Knecht,“ sagten die alten Gräßlichen Gnaden und beugten ihr Knie vor dem Michel.

Sibylla sagte mit leiser Stimme: „Ihr müßt nun gehen, lieber Michel, und nimmer, nimmer dürft ihr wiederkommen, sonst ist unser Unglück voll.“ Sie meinte aber damit, daß der erzürnte Graf Poltrian ihm heimtückisch ein Leid zufügen könnte.

Widerstrebend folgte der Michel ihrem Geheiß und war ratlos, was nun alles werden sollte. Als er vor die Ställe kam, ersah er ein tiefer Grimm, und in der ingrimmigen Erregung kam ihm plötzlich eine Einsicht. „Wer ist schuld an allem dem?“ sprach er vor sich hin; „er, niemand als er!“ Rasch entschlossen spannte er ein Pferd an und galoppierte förmlich zum Gut hinaus der Stadt zu.

„Nun weiß ich, was ich mir nur noch wünschen kann,“ schrie er immer und immer wieder; „dich wünsch' ich mir, du Räucheraas und Spiegelglas, du Wünscheldunst und Schwindelkunst!“

Er war kaum in die Stadt hineingekommen, so sprang etwas von hinten auf den Wagen auf und rief kläglich: „Nur langsam,

Herr Michel, nur langsam. Steh' zu Diensten in allem, was beliebt, steh' zu Diensten.“

„Nur schnell,“ schrie der Michel zurück, „nur schnell, du Räucheraas und Spiegelglas, du Wünscheldunst und Schwindelkunst!“ Und er hieb immer wilder auf sein Pferd ein.

Als sie vor die Halle der Erfüllung kamen, wollte das Männlein herabspringen. Der Michel aber faßte es am Genick wie einen Hasen, stieg mit ihm herunter und sprach: „Geduld, Männlein, Geduld. Wir gehen miteinander!“

„Wie Ihr wollt, Herr Michel, wie Ihr wollt. Steh' ganz zu Diensten, was beliebt, Herr Michel, was beliebt!“ So wimmerte das Männlein und wollte die Treppe hinaufsteigen.

Da hob es der Michel von der Erde auf und sagte mit lauter Stimme: „Hast du mir je einen Wunsch erfüllt, sprich!“

„Ich will ja alles sagen, nur laßt mich los.“

„Sprich,“ sagte er, „hast du mich nicht immerdar genasführt und mir vorgegaukelt, was doch kommen mußte?“

„Nicht ganz, Herr Michel, doch nicht ganz. Denn auch Euer Wunsch ist ein Glied der Lebenskette, die abließ.“

„Schweig, Strohh. Willst du mich wohl zuguterleht noch mit Spintflirereien nasführen?“

„Gewiß und sicher nicht, Herr Michel. Bedenkt doch nur — ohne Silberhand hätten Ihr die Kathrin nicht gefunden, ohne Kathrin hätten Ihr nicht beim Komteschen Wache gehalten, und alles andere wäre nicht gekommen, und etwas, Herr Michel, etwas, was noch zu geschehen hat, würde auch nicht geschehen.“

„Was hast du mit dem armen Komteschen gemacht? Unheil, nichts als Unheil hast du gebracht.“

Der Michel geriet ganz außer sich und schüttelte den Kleinen am Kragen.

„Ach, dem ist bald abgeholfen,“ lachte der auf; „laßt mich frei, und der böshafte Graf ist keine Nacht mehr am Leben.“

„Was faselst du da?“ schrie der Michel entsetzt; „von Hinterlist und Mordelend faselst du?“ Wie er das sagte, hob er den spindeldürren Klapperknecht hoch über sich, als wolle er ihn gegen die Treppe schleudern.

„Nicht nötig,“ lachte dieser und pfiß in die Höhe, wie wenn eine gespannte Gummiblaste plötzlich ihre Luft durch ein feines Loch hinausjagt.

Während der Michel noch seine leeren Hände emporstreckte, ging ein entsetzliches Rumpeln unter der Erde los wie bei einem Erdbeben. Dem Michel ward es dunkel vor den Augen, und bis er wieder zu sich kam, stand auf der baufälligen Treppe ein dicker Wirt, hob sein Zerevisköppchen vom Kopf und sagte: „Danke recht sehr, Herr Michel: Ihr macht saubere Arbeit. Wenn Ihr nicht den Mut gefunden hättet, dem Spinnestraf den Meister zu zeigen, könnte ich noch lange da drunten sitzen und ihm seine Tränklein und Rühlein bereiten.“

„Dem Spinnestraf?“ fragte der Michel erstaunt.

„Ei freilich,“ entgegnete der andere behaglich, „von was sonst nährt er sich und hat er seine seltsamen Düste als von den Spinnen?“ Damit hat er auch mich in seine Gewalt gebracht und mich gezwungen, ihm zu dienen.“

„Und ist Euch niemand zu Hilfe gekommen?“

„Da ist nichts zu machen. Die Nachbarn merkten davon gar nichts und glaubten, es sei noch immer wie sonst, und wenn sie mich jetzt wieder dastehen sehen, meinen sie auch, es wäre immer so gewesen.“

„So habe ich die Stadt von einem Unhold befreit?“

„Nicht ganz, Herr Michel. Er sitzt sicher in eben dem Augenblick schon an einer anderen Ecke und hat einen anderen in seine Netze gezogen, und daran ist sogar viel Gutes. Ohne die trügerischen Wünsche und Hoffnungen ertragen die meisten ihr Leben nicht. Euch erging es auch so und ganz besonders mir. Nun freilich werden wir's gelernt haben. Drum kommt nur munter herein zu meiner Frau und Tochter und laßt Euch eins kredenzen.“

Die Wirtin wartete schon drinnen und gab dem Michel die Hand, ihre rotbackige Tochter reichte ihm ein Glas alten Wein. Da er nach all den erregenden Erlebnissen recht durstig geworden war, leerte er es auf einen Zug. Ehe er es auf den Tisch stellte, geschah etwas Unerwartetes. Das Glas sprang nämlich der Länge nach in zwei Stücke, und die Scherben barsten klirrend auf den Boden.

„Eben muß das Letzte geschehen sein,“ sprach die Wirtin ernst und bekrenzte sich, „Gott sei dem armen Sünder gnädig!“

„Aber von wem redet Ihr denn?“

„Gewiß ist ja eben dieser Stunde einer gestorben, mit dem unser aller Verhängnis ein Ende gefunden hat.“

„Der dritte Sarg!“ murmelte der Michel, „bin wohl gar ich selber gestorben und merke es nicht?“

„Ganz recht, der letzte Sarg,“ erwiderte die Tochter, als wisse sie alles, „aber seid außer Sorge, er war nicht für Euch. Eurer wartet das allerletzte noch.“

„So laßt mich gehen!“ sagte er, von Unruhe geplagt.

„Gehabt Euch wohl,“ sprach der Wirt und küßte lustig sein Köppchen. „Und vergeßt unsere Gasse nicht, wenn Ihr einmal im Glücke sitzt.“

„Mit Sand freilich wird der Herr Silbergraf nicht mehr gefahren kommen,“ sicherte die Tochter boshaft, während er schon auf den Wagen sprang.

Ehe der Michel im Galopp den Schloßhof erreichte, erfuhr er schon aus vieler Munde zugleich, daß dem Grafen eine Stunde zuvor über einem wilden Föhrenanfall der Schlag getroffen habe und er sofort verschieden sei.

„So hatten sie doch recht,“ brummte er erstaunt, „und der Spinnestraß wollte mir noch einreden, er sei es, der das zu Werk brächte.“

Er stieg vom Wagen und versorgte sein Pferd. Vom Stalle ging er zur Scheune, um Futter zu holen, und auf dem Wege dorthin sah er plötzlich die Gräfin Sibylla aus dem Schloßportal auf sich zukommen. Sie war bleich und still wie eine weiße Astarte am Allerheiligentag. Unwillkürlich reichten sie einander die Hand und sahen sich lange an. Keines sagte ein Wort, und ein leises Nicken des Kopfes nur deutete den Gruß an, als sie sich trennten.

Tags darauf begegneten sie sich auf die gleiche Weise, am dritten Tag sagte die Gräfin Sibylla: „Steht mir bei, Michel, Ihr wißt ja — der Vater! Auf Euer Herz kann ich mich verlassen.“

Der Michel versprach das freudig. Er riet und sorgte in allen Dingen, sprach dem Gesinde zu, munterte es zur Ordnung an, sah im Garten nach und bewachte vor allem den Betrieb der Silbergruben. Gerade darin war er so ernst und einsichtig am Werk, daß kein Vater für das Gut seines Sohnes ein wachsameres Auge hätte haben können.

Nachdem die Erschütterung der ersten Wochen verwunden war, rief ihn Sibylla viele Male am Tage zu sich oder sie suchte ihn in eigener Person auf, um jede Einzelheit und Kleinigkeit der Gutsverwaltung mit ihm durchzusprechen. Nach einem Jahr veranlaßte sie, daß er ein Zimmer neben der Hausmeisterwohnung im Schloß bezog, nach dem zweiten übergab sie ihm eine ganze Reihe schöner Räume im zweiten Stock und lud ihn zu allen Mahlzeiten an ihre Tafel, wo sie ihn bedienen ließ wie einen Herrn, ob er es wollte oder nicht. Nach dem dritten endlich mußte er noch ein Stockwerk höher steigen und die Zimmer neben denjenigen der Gräfin selber als die seinen betrachten. Da gab es dann oft Auseinandersetzungen zwischen ihnen, bei denen Sibyllens Zünglein wieder recht unbefangen spielte und den Michel auf manche harte Probe stellte.

Einmal machte er ihr einen Vorschlag, wie man die Silbergruben noch weiter vergrößern und ertragreicher gestalten könnte. Sie dachte ein bißchen nach und sagte: „Ja, mein lieber Silbermichel, das ist nun so eine Liebhaberei von dir. Aber ich habe

auch die meinen und sollte verlangen dürfen, daß du denen auch Rechnung trägst.“ Sie klingelte ihrer Zofe, derselben Kordula, die sie schon als Komteschen bedient hatte. „Höre, Kordula,“ sagte sie zu ihr, als sie eintrat, „du kannst doch bestätigen, daß ich noch immer Angst habe, wenn ich allein im Zimmer schlafe. Wärst da ein vertrauter Wächter nicht ratsam?“

„Gewiß, Gräflche Gnaden,“ antwortete die Zofe dienstbereit, „und wenn es im Winter kalt ist und wir es vergessen oder verschlafen, könnte der Herr Michel auch gleich ein Scheit Holz in den Ofen schieben, damit Euer Gnaden nicht frieren müssen.“

„Der Herr Michel, sagst du? Was du für vernünftige Ansichten hast. Es ist gut.“

„Was meint er nun selber dazu, der Herr Michel?“ fragte sie, als die Zofe gegangen war. Der Herr Michel sträubte sich entschieden und behauptete, das verträge sich nicht mehr mit seiner Würde. Sibylla erwiderte ihm, der große Silberfund habe ihn eitel gemacht, und wenn es gleich wahr wäre, daß er daran alles Verdienst allein hätte, so brauche er doch nicht so hochmütig vor ihr zu tun; sie wisse noch ganz gut die Zeit, wo er als ein armer Waisenmichel am Schloßportal um Einlaß gebeten habe. Das sei nun ganz und gar erlogen, entgegnete er erregt; er habe nicht gebeten, sondern sie habe ihn aus freien Stücken gerufen, ja, und mit Freuden und wahrer Sehnsucht. So zankten sie sich weiter, und die Aussprache dauerte an bis zur Nacht.

Was dann geschah, ist nicht mehr einwandsfrei festzustellen. Von manchen Seiten wird sogar bestritten, daß die Unterredung sich in der geschilderten Weise abgewickelt habe. Tatsache ist jedoch — und hier stehen wir auf dem Boden der Heraldik —, daß die Grafen Wunschhelm von Sibyllental ein Wagenrad auf Silbergrund im Wappen führen, was in früheren Jahrhunderten nicht der Fall war, und in der Chronik steht geschrieben, daß eine Komtes Sibylla in erster Ehe mit ihrem Vetter Poltrian vermählt gewesen war und dreiundvierzig Jahre nach dessen plötzlichem Tode ihre Hand dem Rauhgrafen Michel von Silberfund gab, der mit gnädiger Erlaubnis des regierenden Kaisers Johann allein ihren Namen annahm. Demgegenüber ist es unweisslich, ob der Michel, wie die Dienerschaft behauptete, in der Nacht nach jenem streitbaren und strittigen Gespräch im Gemach der Gräfin Sibylla ein Scheit Holz in den Ofen geschoben und danach das Feuer doch hat ausgehen lassen oder ob sich das etwa anders verhält. Ueberdies gehören diese Dinge nicht mehr auf unsere Blätter, denn das Märchen von den unnützen Wünschen ist längst zu

E n d e.

Hans Heid / Der Geist / Eine Schnurre aus dem Necktal

Daß es am Bildstock auf dem Spizenberg nicht geheuer ist, ist ja bekannt. Schon die Nehni hat es erzählt, daß es umgehe. Und hat auch gewußt, warum. Da wohnte vor langer Zeit ein Bauer, dessen Geiz und Schlechtigkeit größer waren als seine Frömmigkeit. Was Wunder, daß er es nicht verschmähte, bei Nacht und Nebel auf die Acker hinaus zu gehen und dort die Grenzsteine weiter in des Nachbarns Feld hinein zu setzen. Zwar wuchs sein Reichthum, aber das unrechte Gut brachte keinen Segen. Der Geizige starb einsam und verlassen. Und Gottes Strafe traf ihn sicher: er mußte umgehen. Schon mancher, der in dunkler Nacht den Berg heraufstieg, sah seinen Schatten heulend und wehlagend an der Grenze seines Hofes, auf der ein Bildstock stand, umherirren. Ein schwerer Stein drückte seine Schultern nieder. Manche Beherzte wollen den Ruf verstanden haben: „Wohin soll ich ihn denn setzen?“ Aber voll Grauen machte sich jeder aus dem Staube, ohne die erlösende Antwort zu finden. Der Weg auf den Spizenberg wurde deshalb bei Nacht gemieden oder nur in Gesellschaft begangen.

Da lebte nun vor Jahrzehnten eine Frau, die alte Urschel. Früh schon hatte sie den Mann durch einen Unglücksfall verloren. Seit Jahren fristete sie ihr Leben durch Botendienste, was ihr den Namen Botte-Urschel eingetragen hatte. Bei Wind und Wetter, in Regen und Schnee, machte sie, die Krähe auf dem Rücken, den Weg nach dem nahen Oberkirch und zweimal die Woche nach Offenburg. Und als die Beine steif wurden und die Hände kalt und blau, half sie — wer mag es ihr verdenken —, oft durch ein Schnäpschen im „Schwanen“ nach. Im Lauf der Zeit wurden aus dem einen Schnäpschen immer mehr, und gar manchmal stapfte die Urschel etwas schwankenden Ganges, und leise vor sich himmelnd, den Spizenberg hinauf.

So war es wieder einmal spät geworden, und Urschel hatte, obwohl die Krähe leer war, etwas „geladen“. Es ging schon auf Mitternacht, als sie endlich Anhalten machte, aufzubrechen. Ein paar Burschen, die noch in der Wirtschaft saßen, fingen an zu

hänfeln. „Paß auf, Ursch,“ rief einer, „daß dir der Michel oben nicht 's G'nick rundreht!“ Gelächter füllte den Raum, das noch wuchs, als die Urschel mit ihrer tiefen Bassstimme antwortete: „Halts Maul, Hallober — mit dem werd' ich noch fertig!“ und, den derben Knotenstock packend, mit schwerem Schritt die Stube verließ.

Draußen schien der Mond. In unsicherem Zwielficht lag die Straße auf den Berg da. Urschel stolperte langsam und schwerfällig bergauf. Noch spukte die letzte Bemerkung der Burschen in ihrem Gehirn. Sie sang eines ihrer nächtlichen Selbstgespräche an. „Soll nur kommen! — Lump! — Schon fertig werden! — Schon mehr fertig geworden! — Ehrlicher Christenmensch —“

Immer lauter wurde sie, je mehr sie sich der berüchtigten Stelle näherte. Schon sah sie den Bildstock, wie er in fließendem Mondlicht sich verschwommen gegen den dunkeln Himmel abhob. Sie schwang den Knotenstock, drückte sich aber, so weit es ging, an den Hang, der die Straße nach der andern Seite zu begrenzte. Ihr stolpernder Schritt war plötzlich schneller geworden, das laute Schimpfen hatte aufgehört und heimlich schlug sie ein Kreuz ums andere. Schon war der Bildstock hinter ihr — ein scheuer Blick zurück — und — der Stock entfiel ihren Händen. Vor ihr tauchte, im unsicheren Mondlicht, eine weiße Gestalt auf, die den Berg herunter kam. Die Augen weit aufgerissen, starrte sie dem sich rasch nähernden Wesen entgegen. Ein Blick flog noch zum Bildstock, der hinter ihr drohend und schwarz über den Hang ragte — dann stieß sie einen Schrei aus und stürzte sich wie eine Wilde auf die nun vor ihr stehende Gestalt, sie mit aller Gewalt an sich pressend. „Hab' ich dich, du Lump!“ keuchte sie, „der Teufel soll dich endlich . . .“ So schnell sie zugespuckt, so schnell ließ sie wieder los. Vor ihr stand — der Kaplan, der von einem Verfehlung auf den Berg zurückkehrte.

Was der Ueberfallene gesprochen, ist nie herausgekommen. Tatsache aber ist, daß die Urschel für Wochen dem „Schwanen“ fernblieb und um so mehr in der Kirche gesehen wurde.